

Heute frage ich mich, warum ausgerechnet die Muskelstärke mich so fasziniert hat. Denn weder in meiner Familie noch in meiner Umwelt gab es damals einen Körperkult, wie er heute beim Bodybuilding gepflegt wird. Ich kann mir das nur so erklären, dass mir mein eigenes Aussehen diese Richtung gewiesen hat und auch die Ermahnungen meiner Eltern, doch endlich mehr zu essen, damit ich groß und stark würde, mich zu dieser Sehnsucht führten.

Beim Mittagessen sitzt unsere ganze Familie um den in der Mitte stehenden Tisch in der Küche. Es wird immer gewartet, bis mein Vater seine Mittagspause hat und gegen dreizehn Uhr zu Hause ist. Erst nach einem Tischgebet dürfen wir mit dem Essen beginnen. Vieles, was die anderen essen, mag ich nicht: fettes Fleisch, Erbsensuppe, Dicke Bohnen, Grünkohl, Graupensuppe, Grießpudding, Sauerkraut, Heringe, Sülze, Blutwurst und Speck. Ich habe eine Methode entwickelt, bei derartigen Gerichten wie auf Kommando einen Brechreiz zu erlangen, der mich vor dem Verzehr dieser Speisen bewahrt. Weil ich so dünn bin und auf ärztlichen Rat hin unbedingt regelmäßig essen soll, bekomme ich als Ersatz und um meine Brechattacken zu unterbinden von meiner Mutter immer wieder mittags Möhren mit Kartoffeln und Butter. Sie schmecken mir immer. Keiner sagt etwas dazu. Ich habe beim Essen eine Sonderrolle.

*Mein Bruder und meine Schwester haben mir später erzählt, dass ich in ihren Augen ein raffinierter und von meiner Mutter verwöhnter Junge gewesen sei. Warum hat meine Mutter das getan? Warum duldeten es mein sonst so autoritärer Vater? Wieso konnte meine Mutter diese Sonderrolle für mich bei meinem Vater durchsetzen, der doch sonst keinen Widerspruch zuließ? Erst meine Großmutter hat, als ich acht Jahre alt war und sie bei uns den Haushalt führte, weil meine Mutter mit einer Rippenfellerkran-
kung im Bett lag, meiner Essmarotte durch energisches Eingreifen ein Ende bereitet. Diese krasse Umerziehung hat bei mir dazu geführt, dass ich bis auf fettes Fleisch alle vorher gemiedenen Speisen während meiner Jugend sogar gerne gegessen habe und heute noch schätze.*

Nach dem Mittagessen legt mein Vater sich im Wohnzimmer zu einem kurzen Mittagsschlaf aufs Sofa. Er zieht die Schuhe nicht aus und legt

deshalb eine Zeitung zur Schonung auf den Sofastoff. Auch den Anzug behält er an. Alle müssen dann ganz leise sein. Gleichzeitig mit ihm muss ich regelmäßig in meinem Kinderbett schlafen, bis er das Haus verlassen hat. Ich finde es schön im Bett. Keiner stört mich und ich kann träumen, beim Schlafen und auch, wenn ich wach bin.

Bis heute liege ich nach meinem täglichen Mittagsschlaf noch gerne sinnend im Bett. Reichen die Ursachen dafür wirklich bis in diese frühkindliche Phase zurück oder ist es nur eine Angewohnheit, die ich als Pensionär pflege, weil keine Termine, wie während meines Berufslebens, auf mich warten?

Auch nachmittags sitze ich gerne an meinem Fensterplatz. Richtig angenehm für mich ist es auf dem Kindertisch, wenn es draußen warm ist, und ich mich am geöffneten Fenster von der Fensterbank hinauslehnen kann. Weil das Haus, in dem wir wohnen, an einer leicht abschüssigen Straße steht, hat das Fenster nur eine geringe Höhe zum Bürgersteig. Die vorbeigehenden Erwachsenen sind fast in gleicher Augenhöhe mit mir. Manche kenne ich schon, weil sie oft vorbeigehen. Ich lächle sie an. Manchmal bleiben sie stehen und sprechen mit mir. Erdbeeren und Bonbons werden mir gereicht. Dann wird mein Lächeln noch breiter. Man fragt mich, wie alt ich bin, wie ich heiße und ich antworte gerne.

Diese Straßenkommunikation scheint mit ihrer prägenden Kraft mein ganzes Leben begleitet zu haben. Mit der Erfahrung, dass ich durch ein freundliches Lächeln Menschen für mich gewinnen konnte, habe ich immer wieder Kontakte geknüpft und positive Rückmeldungen erlebt.

Auch Kinder gehen durch unsere Straße. Ich winke ihnen zu und sie kommen manchmal zu meinem Fenster. Wir sprechen miteinander. Ein Junge hat eine kleine Ledertasche an einem langen Riemen über die Schulter hängen. Ich frage ihn, was in der Tasche sei. Er sagt mir, dass er aus dem Kindergarten komme und er darin sein Frühstück mitgenommen habe.

„Warum gehst du nicht in den Kindergarten?“ Ich weiß keine Antwort und frage später meine Mutter.

Sie meint: „Der Kindergarten kostet Geld. Viel Geld. Und dein Bruder geht auf die höhere Schule. Das kostet auch Geld. Und deine Schwester

und du, ihr sollt auch einmal dorthin gehen. Das kostet noch mehr Geld. Vater verdient nicht so viel. Wir brauchen das Geld für die Wohnung, die Kleider und das Essen. Du weißt, dass Vater im Rathaus arbeitet und dort sein Geld verdient. Er geht jeden Tag zu Fuß dorthin. Er könnte mit der Straßenbahn fahren, aber sie kostet Geld. Wir können gut miteinander leben, aber viel Geld haben wir nicht. Doch wir brauchen nicht zu klagen. Wir sind angesehene Leute, weil dein Vater im Rathaus seine Arbeit hat.“

Ich habe ganz früh gelernt, dass Geld für das Leben wichtig ist, ein Beamter aber nicht genug davon verdient. Gleichzeitig wurde mir vermittelt, dass wir als Beamtenfamilie etwas Besonderes waren. Wir bewohnten eine Parterrewohnung mit einer Wohnküche, in der es einen „Spülstein“ mit fließendem Wasser aus einem Wasserkran gab. Außerdem hatten wir neben getrennten Schlafzimmern für Eltern und Kinder sogar ein Wohnzimmer. In unserem Mietshaus lebte auf der dritten Etage eine Familie mit zwei Kindern in nur zwei Zimmern und der Wasseranschluss war eine Treppe tiefer.

Einer der beiden Söhne dieser Familie ist ein Jahr älter als ich. Mit ihm spiele ich oft. Wir verstehen uns gut. Oft nimmt uns seine Mutter am späten Vormittag mit, wenn sie ihrem Mann in einer Einkaufstasche das warme Mittagessen in die Fabrik bringt. Ich gehe mit in den Maschinensaal und gehe zu dem Schraubstock, an dem der Vater meines Freundes arbeitet. Er zieht sich einen Schemel heran, setzt sich und beginnt zu essen. Wir schauen ihm zu. Er wäscht sich vorher nicht die Hände. Sie sind vom Öl ganz schwarz. Keiner sagt etwas dazu. Als er fertig ist, wird das leere Essgeschirr wieder eingepackt, und wir drei gehen wieder zurück.

Obwohl ich mich an diese Episode genau erinnere, weil sie sich oft wiederholt hat, ist sie für mich ohne prägende Kraft geblieben. Die werktätige Bevölkerung kam weder in meinen Spielen noch in meinen Gedanken und Berufswünschen vor. Alles Handwerkliche ist mir während meiner Kinder- und Jugendzeit fremd geblieben. Ich wurde auch immer wieder dazu angehalten, mich beim Spielen draußen oder im Haus nicht schmutzig zu machen. Meine kleinen Bastelarbeiten blieben weit hinter den Erwartungen der Erwachsenen zurück und waren im Vergleich zu denen meines Bruders und meiner Schwester geradezu kümmerlich.

Erst als Werkstudent in der Schrottverwertung und auf dem Bau habe ich angefangen zu begreifen, unter welchen Bedingungen die Mehrheit der mich umgebenden Menschen zu leben hatte. Das allerdings führte zu einem solidarischen Mitgefühl, das sich vor allem in meiner politischen Einstellung niederschlug.

Auf der Straße gibt es noch mehr zu sehen. Meist donnerstags kommen während der Sommermonate vormittags Straßenmusikanten vorbei. Sie bleiben oft direkt vor meinem Fenster stehen. Ich bin von ihrer Musik entzückt. Manchmal ist es ein Trompeter, ein andermal ein Mann mit einer Drehorgel, dann wieder einer mit einer Ziehharmonika. Nie machen Frauen Musik. Ich frage meine Mutter, warum das so ist. Sie sagt mir, dass Frauen im Haus zu tun haben. Wenn die Musik vorbei ist, gehen an manchen Häusern die Fenster auf und in Papier gewickelte Geldstücke werden heruntergeworfen. Die Musiker bücken sich, sammeln das Geld auf und bedanken sich mit einer Verbeugung und mit gezücktem Hut nach oben. Meine Mutter gibt mir manchmal ein Fünfpfennigstück. Ich winke dem Musikanten und reiche ihm das Geld. Er bedankt sich. Und ich zeige ihm mein freundlichstes Gesicht.

In unserer Familie gab es kein Musikinstrument. Obwohl meine Mutter gerne sang und mein Vater immer wieder begeistert den Musikdarbietungen im Radio lauschte. Interesse an Büchern und Zeitungen war vorhanden, nicht aber fürs Musizieren. Weder mein Bruder noch meine Schwester wurden diesbezüglich gefördert und auch mir blieb jeder Kontakt zum Musizieren bis zum achtzehnten Lebensjahr fremd. Erst als unsere Familie wegen positiver finanzieller Entwicklung in der Nachkriegszeit ein Harmonium bekam, lernte ich auf diesem Instrument sogar bei einem Musiklehrer. Später hat sich bei mir das Interesse für die Klassik, vor allem für Wolfgang Amadeus Mozart herausgebildet.

Von meinem Fenster aus sehe ich in unregelmäßigen Abständen auch immer wieder einen Polizisten in gemächlichem Schritt die Straße herauf oder heruntergehen. Oftmals hat er dabei die Hände auf dem Rücken verschränkt. Er trägt eine blaue Uniform mit schwarzer Hose. Außerdem

hat er hohe Stiefel an. Auf seinem Kopf sitzt ein Helm, der durch seine seltsame Form mein Interesse weckt.

„Das ist ein Tschako“, sagt meine Mutter, „ein starker Helm, der den Polizisten schützt. An ihm und an der Uniform kann jeder, der seine Hilfe braucht, einen Polizisten erkennen. Die Polizei sorgt für Ordnung. Böse Menschen sollten sich vor ihr verstecken. Es ist gut, dass es die Polizei gibt.“

Seltsamerweise winke ich niemals dem Polizisten zu, lächle ihn auch nicht an. Ich mache mich auf meinem Tisch ganz klein, sodass ich ihn zwar sehen kann, er mich aber nicht wahrnehmen soll.

Auch wenn ich draußen auf der Straße mit anderen Kindern gespielt habe, sind wir in einen Hauseingang gelaufen, wenn ein Polizist kam. Bei uns allen war die Meinung, vor der Polizei muss man Angst haben und es ist das Beste, wenn sie uns gar nicht sieht. Wenn ältere Kinder den Mut hatten, aus ihrem Versteck heraus „Panasch“ zu rufen, bekam ich Angst. Denn was würde der so verspottete Polizist mit einem solchen Jungen machen? Allerdings habe ich nie gesehen, dass ein Polizist hinter einem solchen Rufer hergelaufen ist. Den Spruch, dass die Polizei ein Freund und Helfer sei, habe ich viel später erstmals gehört und nur ganz langsam internalisiert.

Ich sehe an einem Vormittag einen älteren Mann die Straße hinuntergehen. Er hat einen weißen Bart und stützt sich auf einen Stock. Unter seinem rechten Arm trägt er einen Pappkarton. Ich winke ihm zu. Er reagiert nicht, obwohl er unmittelbar unter meinem Fenster vorbeigeht. Von hinten sehe ich an ihm, dass sein Hosenboden mit einer Sicherheitsnadel zusammengehalten wird. Ich laufe in die Küche und hole meine Mutter: „Sieh bitte hinter dem Mann her. Wer ist das? Warum ist seine Hose nicht ganz? Hat er niemanden, der ihm die Hose stopft?“

Meine Mutter sieht aus dem Fenster und lächelt. „Das ist Husch-Husch. Ein Mann, den alle in unserer Stadt kennen. Die Kinder rufen den Spitznamen hinter ihm her. Dann wird er böse und droht mit seinem Stock. Manchmal versucht er sogar, sie zu fangen. Aber er ist alt. Die Kinder sind schneller. Ja, er ist sehr allein und hat keine Wohnung. Ich habe gehört,

dass er auf dem Friedhof unter einem Torbogen schläft. Er ist wirklich arm. Eigentlich sollte er arbeiten. Warum er nur bettelt, das weiß ich nicht. Ich finde das sehr schlimm.“

Erst viel später ist mir klar geworden, dass dieser Mann ein Clochard war. Das hat mich im Rückblick um so mehr gewundert, weil in der nationalsozialistischen Zeit derartige Menschen zu „arbeitsscheuem Gesindel“ erklärt wurden. Insofern hatte meine Mutter sich mir gegenüber politisch konform geäußert, indem sie andeutete, dass es eine solche Lebensart eigentlich nicht geben dürfe. Als ich zur Schule ging und anfing, überall Worte zu buchstabieren, las ich zum ersten Mal die Inschrift auf dem Emaille-schild, das ich natürlich schon alle Jahre vorher an unserer Haustüre gesehen hatte, von dem ich aber nicht wusste, was auf ihm stand: Betteln und Hausieren verboten. In einem bürgerlichen Haushalt sollten derartige Untugenden weder den Erwachsenen noch den Kindern begegnen. Gleichzeitig aber hatte ich längst mitbekommen, dass trotzdem Bettler schellten, und meine Mutter ihnen oft ein Butterbrot oder einen Apfel schenkte, ihnen aber niemals Geld gab.

Besonders begeistert mich am Fenster, wenn auf der Straße am Samstag-nachmittag ältere Jungen in ihren Uniformen mit braunem Hemd und schwarzer, kurzer Hose hinter einer Fahne vorbeimarschieren. Sie gehen immer zu dritt nebeneinander. Hinter der Fahne gehen zwei Jungen, die jeder im Gleichklang auf eine große Trommel schlagen. Alle gehen im Gleichschritt. Die Fahne sieht anders aus, als das Bild auf den Papier-fähnchen, die wir in die Blumentöpfe gesteckt haben. Sie ist schwarz und auf ihr erkenne ich einen weißen Blitz. Ich sehe meinen Bruder und winke ihm zu. Aber er scheint mich nicht zu sehen. Von ihm weiß ich, dass es der Jungvolkzug ist. Erst mit zehn Jahren darf ich mitziehen. Das dauert noch lange. Denn ich kann an meinen Fingern bis fünf zählen. Das ist eine Hand. Und wenn ich die zweite Hand dazunehmen muss, dann erst bin ich zehn.

Immer wieder habe ich in der Küche versucht, mit zwei metallenen Topf-deckeln den Trommelklang nachzuahmen. Meine Mutter hat mich ge-

lassen. Dabei marschierte ich um den Küchentisch herum. Ich hätte so gerne auch eine Uniform besessen. Aber erst als ich zehn Jahre alt war, ist dieser Traum in Erfüllung gegangen. Damals ging ich noch am gleichen Tag auf die Straße, um jeden vorbeikommenden Soldaten oder einen SA-Mann mit dem „deutschen Gruß“ zu grüßen. Erst heute ist mir klar, wie das damalige Alltagsleben von der Nazipropaganda durchsetzt war. Eltern mussten eigentlich nicht viel tun, damit ihre Kinder in die nationalsozialistische Ideologie hineinwuchsen. Denn eine Uniform war nicht nur zu Zeiten des Kaiserreichs und des ersten Weltkriegs für Kinder attraktiv, sondern wurde auch von den Nationalsozialisten als Propagandamittel erfolgreich eingesetzt.

Eine Uniform sehe ich auch bei meinem Vater. Er ist ein SA-Mann. Was dieser Name bedeutet, weiß ich nicht. Aber am Freitagabend geht er zu seinem „Sturm“. Da trägt er eine braune Uniform und setzt eine runde, braune Schirmmütze auf den Kopf. Dazu einen braunen Gürtel und einen Schulterriemen. Den hätte ich auch gerne. An meiner Hose sind nur Hosenträger, aber kein Schulterriemen. Unter einem „Sturm“ kann ich mir nichts vorstellen. Ich muss immer an einen starken Wind denken. Aber es bedeutet natürlich etwas anderes. Wenn er die Uniform anzieht, sehe ich zu. Die Messingknöpfe am Hemd werden mit einem Putzmittel zum Glänzen gebracht. Dabei wird ein Metallplättchen so unter den Knopf geschoben, dass beim Putzen der Stoff nicht verschmutzt wird. Statt großer Stiefel hat mein Vater Ledergamaschen, die bis zum Knie reichen. Auch sie werden so lange mit einer Bürste und Schuhcreme behandelt, bis sie glänzen.

„Nur wer so glänzende Schuhe hat, darf bei uns mitmarschieren“, sagt mein Vater.

Bis heute stelle ich bei mir fest, dass ich immer wieder geneigt bin, an sauberen Schuhen den Charakter eines Menschen abzulesen. Natürlich weiß ich längst, dass das Unsinn ist. Aber die durch meinen Vater vermittelte angebliche preußische Sekundärtugend wirkt immer noch weiter. Nicht anders ist es bei meiner Frisur und bei der Pünktlichkeit. Warum kann ich mich als alter Mann immer noch nicht davon trennen? Wäre ich in meinem Wesen anders, wenn ich nicht glatt gekämmt bin und ohne schlechtes Gewissen einmal zu spät käme?

Mein Vater erzählt, dass er früher dem Stahlhelm angehört hat und zeigt mir ein Abzeichen. Es ist ein kleiner Stahlhelm. Ich frage, warum er das früher getragen hat. „Ich war im Ersten Weltkrieg Soldat. Als der Krieg zu Ende war, haben wir ehemaligen Soldaten uns getroffen. Jetzt gibt es den Stahlhelm nicht mehr. Jetzt gehöre ich zur SA.“

Heute weiß ich, welche Tragik sich hinter diesen Worten verbarg. 1934 wurde der „Stahlhelm“ corporativ in die SA überführt. Natürlich hätte mein Vater sagen können, dass er dazu nicht bereit sei. Das wäre ein aktiver Akt des Widerstands gewesen. Aber er war ein kleiner Beamter der Stadtverwaltung und musste um seinen Arbeitsplatz fürchten. Außerdem hatte er als national denkender, evangelischer Bürger vor 1933 immer die Deutsch-Nationale-Volkspartei gewählt. Diese Partei gab es wie alle anderen Parteien nicht mehr. Erlebte er nicht mit, wie sich das Leben in nur einem Jahr zum Besseren geändert hatte? Waren nicht auch in der evangelischen Kirche bekannte Kirchenführer von der neuen Bewegung begeistert? Konnte er absehen, was sich aus der Nationalsozialistischen Partei mit ihrem Führer Adolf Hitler entwickeln würde? Ich stelle heute diese Fragen, weil ich mir nicht einbilde, meinen Vater wegen seiner Haltung zum Nationalsozialismus verurteilen zu können.

Immer wieder fotografieren mein Vater und mein Bruder. Zu Hause und im Urlaub. Sie haben sehr einfache Apparate. Aber die Bilder finden die Zustimmung aller Familienmitglieder. Sie werden sehr sorgfältig in Fotoalben eingeklebt. Gerne schaue ich diese Bilder an. Meiner Mutter erklärt sie mir. Dabei höre ich bei einem Bild, auf dem ich eine Gruppe Männer in SA-Uniform sehe: „Das Bild ist entstanden, als wir 1934 in der Sommerfrische im Sauerland waren. Dieser Vorbeimarsch geschah, als Präsident Hindenburg gestorben ist.“

Ich verstehe nichts davon. Ich weiß nicht, was ein Präsident ist, noch wen ich mit dem Namen Hindenburg verbinden soll. Ich erinnere mich allerdings an eine konkrete Einzelheit dieses Urlaubs. Ich fand es besonders schön, dass in diesem kleinen sauerländischen Dorf zu unserer Ferienwohnung ein hölzerner Leiterwagen gehörte, in den ich mich set-